

Hlobil, Tomáš: Geschmacksbildung im Nationalinteresse II. Der Abschluss der frühen Prager Universitätsästhetik im mitteleuropäischen Kulturraum 1805-1848. Aus dem Tschechischen von Jürgen Ostmeyer.

Wehrhahn-Verlag, Hannover 2018, 432 S., 4 Abb., ISBN 978-3-86525-646-1.

Nachdem Tomáš Hlobil sich im ersten Band von „Geschmacksbildung im Nationalinteresse“ mit den Anfängen der Universitätsästhetik in Prag von 1763-1805 befasst hat,¹ legt er nun eine Untersuchung zum „Abschluss der frühen Prager Universitätsästhetik“ bis 1848 vor, um damit eine Lücke in der Geschichte der österreichischen Universitätsästhetik zu schließen, zu der, anders als zur darauffolgenden Phase der herbartianischen Ästhetik, keine systematische Untersuchung existiert.

Die Begründung für die Beschäftigung speziell mit der Prager Universitätsästhetik liegt laut Hlobil in ihrer zentralen Rolle bei der „Formung der modernen böhmischen und tschechischen Kultur, Kunst und Literatur einschließlich theoretischer Erwägungen in beiden Landessprachen“ (S. 16). Sowohl Bernard Bolzanos ästhetische Theorien wie das Aufkommen „des herbartischen Formalismus sowie des

¹ Siehe die Rezension: *Höhne*, Steffen: Hlobil, Tomáš: Geschmacksbildung im Nationalinteresse. Die Anfänge der Prager Universitätsästhetik im mitteleuropäischen Kulturraum 1763-1805. Erlangen 2012. In: *Bohemia* 53 (2013) 1, 198-200.

tschechischen Protostrukturalismus“ (S. 390) können nur vor dem Hintergrund der frühen Ästhetik in Prag verstanden werden. Gründe für die bisherige Missachtung in der Forschung sieht der Verfasser, wie schon im ersten Band, in der problematischen Quellenlage sowie der Marginalisierung der Prager Ästhetik durch die großen Theorieentwürfe des deutschen Idealismus (S. 375), aber auch als Ergebnis der Ausblendung dieser auf Deutsch vorgetragenen Ästhetik durch die tschechische Nationalbewegung (S. 17).

Wie schon im ersten Band untersucht Hlobil die Ästhetik institutionell als Hochschulfach, inhaltlich als Bestandteil der europäischen Geschichte der Ästhetik mit einer privilegierten Rolle Prags. Ausführlich geht er im zweiten Teil auf die mit der Lehre der Ästhetik in Prag betrauten Professoren Joseph Georg Meinert, Johann Heinrich Dambeck und Anton Müller ein. Hinzu kommt ein Abriss zu den Einflüssen britischer Ästhetiker an der Prager Universität. Im Schlussteil erfolgt dann der Versuch einer auch den ersten Band umgreifenden Querschnittscharakteristik.

Der Rahmen der universitären Lehre in der Philosophie war zunächst durch den von Kaiser Franz I./II. erlassenen „Philosophischen Studienplan“ (Dekret der Hofkanzlei vom 09.08.1805) und den „Neuen Lehrplan des philosophischen Studiums“ (Dekret der Studienhofkommission vom 02.10.1824) bestimmt. Anhand der Vorlesungsverzeichnisse kann somit die Ästhetik-Lehre an den österreichischen Universitäten – neben Prag auch Wien, Lemberg, Graz, Innsbruck und Olmütz – rekonstruiert werden. Ein vergleichender Blick wird dann wie schon im ersten Band auf die universitäre Ästhetik in Freiburg, Würzburg, Halle und Leipzig geworfen. Insgesamt kann Hlobil überzeugend herausarbeiten, dass die Ästhetik an den österreichischen Universitäten zwischen 1805 und 1848 institutionell betrachtet eine stärkere Stellung besaß als an den Universitäten außerhalb, auch wenn die Zahl der Dozenten deutlich niedriger war (S. 170). Allerdings wurde Ästhetik seitens des Wiener Hofes in anti-idealistischer Diktion und Intention an die klassische Philologie und nicht an die Philosophie gekoppelt und sollte in erster Linie zur Stärkung der Moral unter den Studenten dienen. Diese Trennung der Ästhetik von der akademischen Philosophie bildete nach Hlobil den zentralen Unterschied zwischen der österreichischen und der preußischen, sächsischen und bayerischen Universitäts-Ästhetik (S. 170).

Joseph Georg Meinert lehrte in den Jahren von 1805 bis 1811 Ästhetik. Meinert übertrug zwar, ausgehend von der Differenzierung zwischen einem idealistischen und einem utilitären Zugang zu Wissenschaft und Studium, das in Österreich präferierte Nützlichkeitsparadigma auf die schönen Wissenschaften und ordnete diese den sogenannten Brot-Studien zu (S. 194), stand aber doch der deutschen idealistischen Ästhetik und Philosophie am nächsten (S. 201).

Sein Nachfolger Johann Heinrich Dambeck unterrichtete das Fach von 1812 bis 1820. Im Blick auf Dambecks Ästhetik gelingt Hlobil eine bestechende Widerlegung der in der Literatur verbreiteten Überzeugung von einem – schon topisch gewordenen – kantischen Gepräge seines Denkens. Ein Einfluss Kants sei im Gegenteil nicht festzustellen, da es zu keiner Hinwendung Dambecks zu den kritizistischen Ideen und auch nicht zur transzendentalen Methodologie komme (S. 233). Stattdessen können unter anderem Einflüsse von Heinrich Zschokke und dessen Lehrbuch

„Ideen zur psychologischen Aesthetik“ (1793) sowie Friedrich Bouterwek und damit eine Zuordnung zu den anthropologischen Strömungen der spätaufklärerischen deutschen Ästhetik nachgewiesen werden (S. 250). Die Prager Universität blieb – ausgehend von Seibt und Meißner – eine „Hochburg der emotionalistischen Gefühlsästhetik“, ihre Vertreter wie Dambeck bildeten keine „Vorhut der idealistischen Denkrichtung“ (S. 251). Charakteristisch für Dambeck war eine psychologisch-anthropologische Empfindungslehre (S. 252).

Allerdings ist auch die in der Literatur behauptete Ablehnung der Romantik zu relativieren, selbst wenn die Romanik-affirmierenden Passagen in der Buchversion von Dambecks Vorlesungen wahrscheinlich von Joseph Adolf Hanslick eingefügt worden waren (S. 261) und Dambeck eher zurückhaltend gegenüber der deutschen Romantik blieb. Ungeachtet einer strikten Ablehnung der Romantik in Prag, etwa am Konzept des allmächtigen Dichters, gibt es doch Belege für eine Verbreitung romantischer Ideen durch die Ästhetik. Meinert hatte schließlich in Jena studiert und äußerte ein romantisches Interesse an Geschichte und Volkskunde, sein „Fylgie“ war den Wunderhornliedern Arnims und Brentanos verpflichtet, die auch namentlich erwähnt werden. Hanslick, von dem die Standpunkte Jean Pauls sowie Tiecks und Wackenroders als „tragende Säulen in den Ausführungen über die Musik, das Genie, das Lächerliche und das Komische“ (S. 259 f.) stammen, vertrat Dambeck mehrfach während dessen Krankheitsphasen (S. 263).

Anton Müller, der von 1822 bis 1844 Ästhetik lehrte und der anders als seine Vorgänger als erster unmittelbar an die emanzipative österreichische Ästhetik-Tradition anknüpfte, ging von einem „unerschütterlichen Glauben an die Vorsehung, die Gottähnlichkeit des Menschen und die Sittlichkeit als einziger Garantie der menschlichen Seligkeit“ aus (S. 321), denen auch seine Überlegungen zur Kunst untergeordnet werden. Christliche Moralaxiome bilden die Grundlage von Müllers Ästhetik. In den Überlegungen zum Drama weist Hlobil Übereinstimmungen mit Matthäus von Collin im Hinblick auf den christlichen Glauben als überpersönliche Entität nach. Bei Collin äußert sich diese allerdings als Welt einer unendlichen Offenbarung, bei Müller als Glaube an Weltordnung und Weltzweck (S. 339). Dies wird insbesondere in der Debatte um das Schicksalhafte deutlich, bei der zwei Positionen konkurrieren: ein von Kant und Schiller ausgehender subjektiver Schicksals- und Tragik-Begriff, der an die vernunftgebundene, autonome menschliche Freiheit als Quelle der Überlegenheit des Menschen anknüpft (so bei A. W. Schlegel und Heinrich Joseph von Collin) und Schicksal im Rahmen einer überpersönlichen ewigen Weltordnung und Vorsehung (so bei Matthäus von Collin und eben Müller; S. 340 f.). Entsprechend besteht bei Müller eine große Nähe zu dem zentralen Ideal des Biedermeier, „der Versöhnung mit der Weltordnung“ (S. 353), von dem aus sich Übertragungen auf die Literaturwissenschaft geradezu zwingend ergeben.

Zusammenfassend betrachtet zeigt sich für den untersuchten Zeitraum eine Entwicklung von spätaufklärerischen und religiös-geistigen Strömungen (S. 348), wobei die Zurückhaltung gegenüber Kant und Hegel nicht nur Wiener Druck geschuldet war, sondern auch den persönlichen Präferenzen der Prager Ästhetiker (S. 380). Gleichfalls widerlegt Hlobil die gern vertretene Rückständigkeitsthese, bot doch die eigene Ästhetik-Konzeption eine allgemein akzeptierte Basis (S. 381).

Tomáš Hlobil gelingt somit erneut eine überzeugende auf fundiertem Quellenstudium aufbauende Rekonstruktion einer geisteshistorischen Tradition, bei der sich in der Prager Ästhetik eine Entwicklung von Gottscheds Regelpoetik, Gellerts Theorie des natürlichen Geschmacks sowie Mendelsohns und Winckelmanns Empfindungsästhetik (Seibt) über die spätaufklärerische Rührungsästhetik (Meißner), Einflüssen Schillers (Meinert), einer spätaufklärerischen psychologisch-anthropologischen Ästhetik (Dambeck) zu einer antiidealistischen, gefühlsbetonten subjektiven Auffassung vom Schönen (Müller) abzeichnet (S. 389).

Für die geschichtliche Entwicklung der Ästhetik in den böhmischen Länder vom späten 18. bis in das 19. Jahrhundert ist damit ein so umfassender wie kompetenter Entwurf vorgelegt, auf dem weiterführende geistes- und ideengeschichtliche Arbeiten aufbauen können.